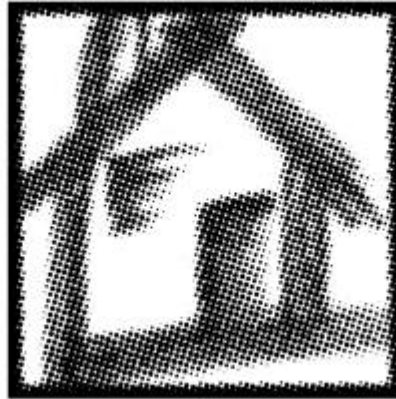
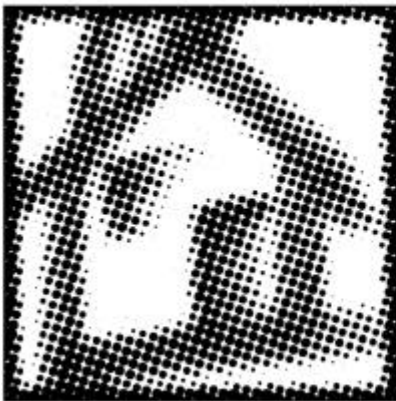




Wohnen

Zusammengestellt von Hans Holzinger

Formen des Wohnens -



Formen wie das Wohnen!

Symposium von 12. - 14. Sept. 2003 in Markt Allhau

Zunehmende Klarheit – so wie sie das Logo ausdrückt – erhoffen wir uns von diesen drei Tagen im südlichen Burgenland. Wie schon öfters wird dieses Symposium vom Verein BUNGIS (Behinderte und Nichtbehinderte gemeinsam im Burgenland; www.bungis.at) gemeinsam mit SOL veranstaltet und findet im MALKO (Markt Allhauer Kommunikationszentrum) statt.

„Wohnen“ soll unter drei inhaltlichen Aspekten betrachtet werden:

- Lebensstil
- Ökologie und
- Menschen mit Behinderung.

Was auf den ersten Blick wie ganz verschiedene Themen aussieht, enthüllt beim zweiten und dritten Hinschauen erstaunliche Verbindungen:

Wenn wir darüber diskutieren, was Menschen mit Behinderung von ihrer Wohnung erwarten – ist da nicht zuallererst die Frage zu beantworten,

was Menschen überhaupt von ihrer Wohnung erwarten? Vielleicht stellen wir fest, dass eine Wohnsituation, um „behindertengerecht“ zu sein, zuerst einmal „menschengerecht“ sein muss?

Menschen mit Behinderung sind oft weniger mobil. Viele von ihnen haben keinen Führerschein bzw. tun sich beim Überwinden großer Distanzen mit dem Auto schwer. Ein Netz von öffentlichen und privaten Dienstleistungen (vom öffentlichen Verkehr bis hin zu Nahversorgern) ist für Mensch und Umwelt von Vorteil – und für Menschen mit Behinderung erst recht.

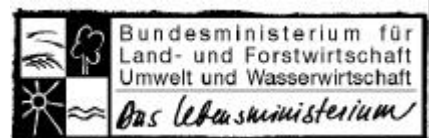
Viele Menschen haben heute wie der Sehnsucht nach gemeinschaftlichen Wohnformen. In den Städten, am Stadtrand und auf dem Land werden verschiedene Konzepte diskutiert und realisiert. Ein derartiger gemeinschaftsfördernder Lebensstil kann andere Werte als den Konsum in den

Vordergrund treten lassen – und ermöglicht zu gleich oft eine Einbindung von Menschen mit Behinderung.

Letztlich geht es auch um die modernen Informationstechnologien. „Teleworking“ kann uns an der Lebensstile ermöglichen und umweltschädliche Mobilität eindämmen. Gerade für Menschen mit Behinderung kann sie neue Wohn- und Arbeitsformen ermöglichen, aber auch soziale Ausgrenzung bedeuten.

Programm auf Seite B-2.

Die Zeitschrift „Sustainable Austria“ und das Symposium werden gefördert vom



(im Wege des Umweltschutzes)

Symposium 2003: Das Programm

In jedem der moderierten Arbeitskreise (Gesamtdauer 8 Stunden) soll das jeweilige Thema nach Möglichkeit unter allen drei Aspekten diskutiert werden. Die Gewichtung der Aspekte richtet sich nach den Interessen der TeilnehmerInnen.

In den Pausen entstehen oft die interessantesten Gespräche. Ausgiebige Mittagspausen sowie die Abendgestaltung im Ambiente des Maler-Gartens lassen dafür aus reichend Raum.

Zeittafel

Freitag, 12. September

10.00 Eröffnung

10.30 – 11.30 Hauptreferat: Hans Holzinger (Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen, Salzburg):

„Orte, an denen man bleiben möchte“

(Kurzfassung Seite B-4)

11.45 – 12.15 Vorstellung der einzelnen Arbeitskreise
Mittagessen

14.00 – 17.00 Arbeitskreise

17.15 – 18.00 Plenum: Zwischenbilanz der Arbeitskreise in Bezug auf Lebensstil/Ökologie

Ab 18.00 „Buschenschank“ im Haus mit Musik

Samstag, 13. September

8.30 – 9.30 „Feuerwerk der Ideen“: zehn verschiedene Formen des Wohnens stellen sich im Plenum vor

9.45 – 11.45 Arbeitskreise

Mittagessen

13.30 – 14.30 Hauptreferat: Bettina Lindmeier (Universität Oldenburg):

„Formen des Lebens und Wohnens für Menschen mit Unterstützungsbedarf“

14.45 – 16.45 Arbeitskreise

17.15 – 18.00 Plenum: Zwischenbilanz der Arbeitskreise in Bezug auf Menschen mit Behinderung

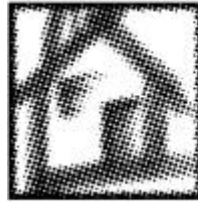
Ab 18.00 Gartenfest mit Lagerfeuer, Grill und Live-Musik

Sonntag, 14. September

9.30 – 10.30 Arbeitskreise: Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse

11.00 – 13.00 Plenum: Schlussrunde mit den HauptreferentInnen und AK-SprecherInnen; Zusammenfassung der Arbeitskreisergebnisse.

Formen des Wohnens -



Formen wie wir das Wohnen!

Arbeitskreise:

1. Gemeinschaftliches Wohnen am Land

Die Motive für das gemeinschaftliche Wohnen am Land können vielfältig sein: Ideologie und Religion, Natursehnsucht und Sehnsucht nach Nähe, gegenseitige Unterstützung in neuen Familienstrukturen und unterschiedlichen Lebensabschnitten. Verschiedene Konzepte und Erfahrungen – von der konkreten Siedlung anlage bis hin zur Sozialutopie – werden vorgestellt.

- Ronny Wytek (Keimblatt Ökodorf, Wien): Gemeinschaftliches Leben am Land – nur eine Form der Stadtfucht?



Hans Holzinger

- Helmut Deubner (Institut für Baubiologie und -ökologie): Wohnprojekt Lebensraum – das erste österreichische Co-Housing-Projekt
- Susan Reitlinger (Franziskus-Gemeinschaft, Pinkafeld): Verbindliche christliche Gemeinschaft

- Heike Schiebeck (Longo Mai, Eisenkapfel): Longo mai – drei Jahrzehnte selbstverwaltete Kooperativen

2. Gemeinschaftliches Wohnen in der Stadt

Die Formen des gemeinschaftlichen Wohnens in der Stadt sind höchst unterschiedlich. Zur Frage „Nähe – Distanz“ kommen noch besondere Aspekte: Ist die Wohn-



Bettina Lindmeier

form frauengerecht und/oder ökologisch vorbildlich? Welchen Platz finden Menschen mit Behinderungen und/oder Menschen in besonderen Lebenssituationen bzw. Lebensabschnitten?

- Susanne Wiedenhofer (Bewohnerin der Aurofreien Siedlung, Wien): Aurofreie Mustersiedlung – anders als die anderen?
- Brigitte Sack (Wohnpark-TV Alt Erlaa, Wien), und Ingrid Höchtler (Jugendzentrum Alt Erlaa, Initiatoren von Kids on Screen, Wien): Virtuelle Kommunikationsmög-

lichkeiten im Stadtteil Altlieferlaa (mit speziellem Bezug auf verschiedene Zielgruppen)

- Burg hild Ger hold (Raa ba/Graz): 25 Jahre Projekt Kooperatives Wohnen

3. Was heißt Wohnen für Menschen mit Behinderung? Betroffene kommen zu Wort

Grundsätzliche Betrachtungen über das Wohnen von Menschen mit Behinderung. Es werden v.a. Aspekte der Menschenwürde, Selbstbestimmung und Wahlfreiheit angesprochen und nicht Details von Wohneinrichtungen und Designs.

- Karin Ofenbeck (Studentin, Verein zur Erhaltung der Wohn- und Arbeitsgemeinschaft Behinderter, Graz): Grundrecht auf selbstbestimmtes Leben
- Ein Vertreter der Wiener Assistenzgenossenschaft
- Zwei VertreterInnen des Behindertendorfs Altenhof
- Videoeinspielung: Stellungnahmen von Menschen mit geistiger Behinderung (derzeit in Arbeit)

4. Konkrete Modelle - Lösungen von und für Menschen mit Behinderung

Formen des Wohnens für Menschen mit Behinderung werden vorgestellt. Besonders Gewicht wird auf große Vielfalt der Lösungsansätze gelegt. Was sind jeweils die besonderen Vorteile für Betroffene?

- Doris Winkler (ARGE Wohnplätze, Wien): Nichts passt für jede/n, aber für jede/n passt was – Wohnformen in Veränderung
- Markus Lasinger (Behindertendorf Altenhof)
- Dorothea Brozek (WAG-Wiener Assistenzgenossenschaft)
- Frau Büchner (WG Algersdorf, Graz)
- Semi Semotan (Jugend am Werk, Wien): Übersicht über das Wohnangebot von Jugend am Werk

5. Praktische Umsetzung gemeinwesenorientierter Wohnformen

Finanzierungsmodelle, Personalbedarf, Haftungsfragen und andere relevante Organisationsstrukturen gemeinwesenorientierten Wohnens werden vorgestellt.

- Karin Schmidhuber (Rettet das Kind, Burgenland)
- Günter Ifkovits (Sozialabteilung der Bgld. Landesregierung, ProMente Burgenland): Qualitätssicherung im Bereich betreutes Wohnen für psychisch kranke Menschen
- Maria Graf (Gesundheitsforum Burgenland): Betreutes Wohnen für psychisch Kranke
- Robert Nehfort (WeGe, Markt Allhau): Aspekte betreuten Wohnens
- Ein Vertreter des Projekts Casa (Linz)

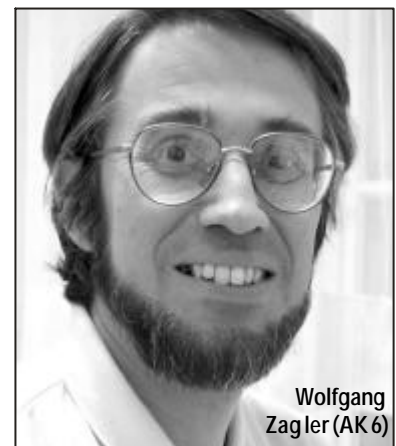
6. Informationstechnologien und Wohnen

Auswirkungen neuer Technologien im Wohnbereich auf den Lebensstil der BewohnerInnen. Kann Mobilität teilweise (umweltfreundlicher) durch Kommunikation ersetzt werden? Aspekte für Menschen mit Behinderung.

- Franz Nahra da (GIVE, Wien): Die Vision der globalen Dörfer - Wohnen und arbeiten in einer vernetzten ökologischen Gesellschaft
- Stephan Barasits (Donauuniv. Krems): Die Heinzelmännchen von morgen
- Wolfgang Zagler (Forschungsgruppe für Rehabilitationstechnik an der TU-Wien): Möglichkeiten und Chancen durch intelligente und vernetzte Wohnräume (Müssen Wohnungen unbedingtdümmer sein als Autos?)



Susan Reitlinger (AK 1)



Wolfgang Zagler (AK 6)



Roland Witsch (AK 6)



Dietmar Offenhuber (AK 6)



Doris Winkler (AK 4)

Der Auftrag der **ARGE Wohnplätze** besteht in der Umsetzung des vereinbarten Programms von insgesamt 1500 gemeinwesenorientierten Wohnplätzen in Wien. Im Referat erfolgt eine Darstellung der unterschiedlichen Wohnmodelle, die seit Bestehen der ARGE 1986 realisiert wurden, wobei besonders auf die strukturellen Veränderungen bei den durchgeführten Einplanungen Bezug genommen wird.



Günther Ifkovits (AK 5)



Peter Mutewsky (AK 7)

Bauen im Einklang mit der Natur:

O Welcher Natur?

- meiner eigenen;
- jeher, die mich um gibt;
- jeher weit weg.

O Ökologie beim Bauen muss nicht High-Tech bedeuten.

O Strategien und Möglichkeiten für ein achtsames und billiges Bauen

- Roland Witsch (Fa. Hefel, Lauterach/Vorarlberg): Multimediales Wohnen – ein Erfahrungsbericht
- Dietmar Offenhuber (ars electronica future lab, Linz): Telepräsenz in der Medienkunst – welche Ansätze sind verwendbar?
- Adolf Jaendl (Regio netz GmbH., München): Das Konzept iDorf – die Zukunft des ländlichen Raumes

7. Bauen im Einklang mit der Region und der Natur

In diesem Arbeitskreis spannt sich der Bogen von der Wahl des richtigen Ortes über die Wahl verschiedener Materialien (Stroh, Lehm, Erdhäuser) bis hin zur Baubiologie und -ökologie.

- Hans Peter Premur (Priester und Studenten seelsorger, Kärnten): Habitare secum - Wohnen bei sich selbst
- Michael Bockhorni (Mitinitiator der Ökosiedlung Dunkelsteiner Wald): Nachhaltiger Wohnspaß – nachhaltige Pionierprobleme
- Josef Grabner (Maurer – Spezialgebiet Lehm bau, Söchau): Gelungene Totalrestaurierung eines burgenländischen Wohnhauses
- Heribert Hegedys (Haus der Baubiologie, Graz): Hohe Behaglichkeit – geringer Energieverbrauch
- Herbert Gruber (Österreichisches Strohballen-Netzwerk): Das Strohballenhaus - die Alternative für ökologische Niedrigenergie- und Passivhäuser
- Peter Mutewsky (Architekt, Öko-Bauträger und Baubiologe, Weiz): Bauen im Einklang mit der Natur

Parallel: Kinderaktion

Ausgroßen Schachteln werden Häuser gebaut.

Kosten:

60 € (für Mitglieder von BUNGIS und SOL: 50 €).

Im Preis enthalten sind: zwei Mittagessen (Samstag und Sonntag) sowie das Abendessen am Freitag (ausgenommen Getränke), Kaffee und Snacks während der Arbeitskreise, Abholung von öffentlichen Verkehrsmitteln, Kinderbetreuung (gegen Voranmeldung - siehe oben: Kinderaktion) und Symposiumsunterlagen.

Es steht kostenlos ein Matratzenlager und ein Zeltplatz zur Verfügung (gegen Voranmeldung; Schlafsack und/oder Zelt mitbringen!)

Vorprogramm: Nachhaltigkeitsspiel

Donnerstag, 11. September, findet von 17.00 bis ca. 20.00 ein Workshop „Nachhaltigkeit als Strategie(spiel)“ statt. Leitung: Petra Bußwald. Teilnahme für SymposiumsteilnehmerInnen kostenlos (gegen Voranmeldung). Minimale TeilnehmerInnenzahl 10, maximal 20.

Im Rahmen des Projektes futuro (www.futuro-preise.at) ruft SOL im Jahr 2003 die Öffentlichkeit auf, ein Spiel im Themenbereich Nachhaltigkeit zu erfinden. Spielideen können in diduell eingereicht werden bzw. auch gemeinsam im Rahmen eines Workshops (wie etw hier) spielerisch entwickelt werden.

Anmeldungen und Infos:

MALKO, Gottfried Kaiser, 7411 Markt Allhau 312,
Tel. 03356.777 222, Fax 03356.777 212,
sol@nachhaltig.at, www.nachhaltig.at/sol/symposium

Bitte verwenden die beiliegende Anmeldekarte!

Orte, an denen man bleiben möchte

Wohnen, Nachhaltigkeit und Lebensstil

Von Hans Holzinger

Wir in gemäßigten Klimazonen verbringen an 80–90 Prozent unseres Lebens in Innenräumen, über die Hälfte davon in unseren eigenen Wohnungen.¹ Die Art wie wir unsere Gebäude errichten und unseren Wohnraum so wie das Wohnumfeld gestalten, hat daher nicht nur ökologische Implikationen, sondern viel mit Lebensqualität und Wohlbe finden zu tun. Man kann in diesem Sinn von Raumwohlstand sprechen, der das Wohlbe finden in den Räumen, den privaten wie den öffentlichen, den Gebäuden wie den freien Plätzen umfasst, und neben anderen Formen von Wohlstand wie Güterwohlstand, Zeitwohlstand, Beziehungswohlstand oder Bildungswohlstand, wesentlich zu einem guten Leben beiträgt.

Nachhaltiges Bauen und Wohnen bedeutet im engeren Sinn:

- die Verwendung von *erneuerbaren und energiesparenden Baumaterialien* – wobei einer Kombination aus Ziegel- und Holzkonstruktionen die besten baubiologischen Noten erteilt werden,
- die *Ausrichtung der Gebäude nach der Sonne* im Sinne einer Solararchitektur, um die kostenlose Energie der Sonne zu nutzen (Glasfassaden, Wintergärten),
- die *ausreichende Dämmung* der Außenwände und Fenster, um Wärmeverluste in den kalten Jahreszeiten zu minimieren
- die Verwendung *erneuerbarer Energieträger* für Heizen (Holz, Pellets, Fernwärme aus Kraft-Wärme-Kopplung oder Hackschnittelwerken) und Warmwasseraufbereitung (Solarzellen)
- und nicht zu letzt – was häufig übersehen wird – das *Achten auf flächensparendes Bauen* (verdichtete Bauweise statt Einzelhäuser) so wie
- die *Wahl mobilitätsintelligenter Standorte* (Anschluss an den öffentlichen Verkehr, ein Radwegenetz, im Idealfall: möglichst kurze Wege zum Arbeitsplatz, öffentlichen Einrichtungen wie Schulen, Kindergärten, Ämtern so wie zu Dienstleistungs- und Freizeitinfrastrukturen – Stichwort: Raumordnung der kurzen Wege).

Orte zum Wohlfühlen und Bleiben

Nachhaltiges Bauen und Wohnen bedeutet im weiteren Sinne je doch, Orte und Räume zu schaffen, an denen wir uns gerne aufhalten, an denen wir uns wohl fühlen, an denen wir Ruhe und Rückzugsmöglichkeiten finden und zugleich Möglichkeiten zu sozialem Kontakt. An Wohnorten, an denen wir uns wohl fühlen, können wir wie der sesshaft werden. Es sinkt das „Bedürfnis“, zu flüchten – hin aus der Stadt oder in sie hinein, zu flüchten ins Shoppingcenter oder den Entertainmentpark, in die neue „Wohlfühl“-Industrie. Und es steigt die Offenheit für einander und für nachbarschaftliche Beziehungen.



Burgild Gerold (AK 2)

Das Wohnprojekt Raaba:

25 Jahre sind es bald, dass wohl eines der interessantesten, meistbesuchten, gemeinschaftlichen Bauvorhaben – im damals stark geförderten, verdichteten Flachbau – verwirklicht wurde.

Unter Mitsprache und Mitentscheidung aller Wohnungsgeber wurde nach den Plänen des Linzer Architekten Fritz Matzinger das PKW (Projekt Kooptatives Wohnen) gebaut. Es entstand ein Hof mit je acht zweigeschossigen Häusern um einen großen überdachten Innenhof. Selbstverwaltung, Plenar- und Hofsitzengehören zum Alltag, Veranstaltungen und Feste jeder Art sind das Besondere.

Viel hat sich seit Anfang verändert – im Lebensstil, in den Lebensanschauungen, aber auch baulich... Unsere Kindergeneration ist größtenteils ausgezogen, vereinzelt wohnen noch wie der Enkelkin der oder Eltern hier und erinnern uns an die Lebendigkeit vergangener Jahre.

Das PKW – eine neue Form von Wohnen im Alter??? Nach dem Motto: „Ein mal PKW – immer PKW“?



Blick ins Wohnprojekt Raaba

¹ Zit. n. Deutsches Umweltbundesamt: Ziele für Umweltqualität. Berlin: Erich Schmidt, 2000, S. 100



Herbert Gruber (AK 7)

Das Strohballenhaus:

Stroh ist ein altbekanntes und bewährtes, jedoch beinahe vergessenes Baumaterial. Aber genau dieses landwirtschaftliche Nebenprodukt wurde als Baumaterial wie derentdeckt. Strohballen sind vielfältig in Außen- und Innenwänden, in Böden, Decken und Dachern einzusetzen. Ein großer Vorteil von Strohballen-Konstruktionen ist auch der mögliche hohe Grad an sozialer Interaktion und Partizipation während des Baugeschehens. In diesem Sinne und aufgrund des günstigen Rohstoffes entspricht das Bauen mit Stroh ganzlich den Forderungen nach kostengünstigem, individuellem und integriertem Wohnen (Habitat II).



Strohbau (Belgien)

Es geht um Wohnorte, die Kindern Geborgenheit geben und zugleich Raum für ihren Erforschungs- und Abenteuerdrang, damit so etwas wie Behauptung entsteht, für die – so sagen uns psychologische Forschungen – wesentlich in der Kindheit Grundgelegt wird! Es geht um Wohnorte, in denen Jugendliche Platz finden für ihre Identitätsbildung – Orte, an denen Konflikte offen ausgetragen werden und so die zum Wachsen notwendigen Reibungsflächen bieten. Es geht um Wohnorte, die ältere Menschen nicht isolieren, sondern integrieren, die ihnen Respekt einräumen, Verbittern und Zumachen verhindern und einleiten des Altern ermöglichen (vgl. Seite B-14). Es geht nicht zuletzt um Wohnorte, an denen Menschen, die etwas anders sind, Menschen mit Handicaps oder Behinderungen, nicht nur toleriert, sondern integriert werden. Mit einem Wort: es geht um Orte, die Vielfalt ermöglichen und diese als Chance sehen.

Exkurs: Die vielen Funktionen der Wohnung

Wenn wir über Lebensqualität, Lebensstil und Wohnen reflektieren, macht es Sinn, sich die unterschiedlichen *Funktionen der Wohnung* vergegenwärtigen. Die Wohnung ist zu nächst *Schutzraum*. Sie bietet Schutz gegen über externen Witterungsbelastungen wie Kälte, Regen oder Wind, aber auch Schutz vor Bedrohungen durch andere Menschen (Diebstahl, Verfolgung) oder Tiere (Angriffe). Es geht dabei um das sprichwörtliche „Dach über dem Kopf“ beziehungsweise die „sicheren vier Wände“, die einen umgeben. Das ist banal und den noch für viele Millionen Menschen in anderen Erdteilen nicht selbstverständlich – und auch nicht für alle Menschen in unseren materiell reichen Gesellschaften. Wer „obdachlos“ ist, hat eben kein Dach über dem Kopf. Die „Notschlafstelle“ wird dann – auch begrifflich – zum sozialem Minimum an Wohnanspruch.

Die *Schutzfunktion* der Wohnung kann sich freilich auch in ihr Gegenteil verkehren, wenn die eigenen vier Wände die hinter die sensiblen äußeren Gewalt verdecken (die Mehrzahl der Gewaltübergriffe passiert noch immer in den eigenen Familien; dabei wird der Vertrauensgrundsatz der Schutzbedürftigkeit schwächer erklärt verletz); sie verkehrt sich auch in ihr Gegenteil, wenn die eigenen vier Wände das Leid, die Einsamkeit oder Verzweiflung dahinter „verbergen“. In

beiden Fällen ist das Wohnumfeld, die Nachbarschaft gefordert – durch Einmischung, soziale „Intervention“ oder „Kontrolle“. In bestimmten Situationen sind dann auch neue *Schutzräume* nötig wie Kinderschutzzentren, Frauenhäuser, ...

Was ist die Wohnung über diese Basisfunktion hinaus? Die Wohnung ist der zentrale *Ort der Beziehungen*, des *sozialen Austauschs* in der Familie. Und zugleich der Ort der *Rückzugsmöglichkeit* – gegenüber der Außenwelt sowie auch innerhalb der Wohnung. Stichwort „Recht auf eigenes Zimmer für alle“ und „Achtung dieses Rechtes durch alle“. Die Wohnung ist der *Ort der Muße, der Entspannung* (von Arbeit und Beruf), sie ist aber auch *Ort der Arbeit* (Hausarbeit, Kochen, Hausaufgaben machen, Heimarbeit) und sie macht auch *Arbeit* (Aufräumen, Instandhaltung...). Die Wohnung ist der wichtigste Ort, an dem *Grundbedürfnisse* befriedigt werden (vom Essen bis zum Schlafen), sie

ist so mit auch der Ort der lebensnahen Genüsse. Die Wohnung ist der *Ort für Hobbys* (von der Arbeit im Garten über das Sich-Vertiefen in Bücher bis hin zum Heimwerkern). Sie ist aber – bedingt durch Veränderungen am Arbeitsmarkt (neue Selbstständigkeit, Heim- und Telearbeit mit seinen Vor- und Nachteilen) für mehr Menschen auch wieder *Arbeitsplatz*; das Zusammenfallen von Wohnung und Arbeitsplatz, das traditionell in der Landwirtschaft, bei Handwerkern und kleineren Dienstleistungsbetrieben üblich ist, trifft heute auch zunehmend

¹ vgl. Beate Mitzscherlich: Die psychologische Notwendigkeit von Behauptung. In: A. Bacher u.a. (Hg.): Heimat in einer globalisierten Welt. Wien: ÖBV, 2001, S. 94-109

auf Wissensarbeitern zu (so wurde dieser Text etwa auf dem Laptop in meinem Wohnzimmer verfasst). Die Wohnung ist nicht zuletzt der *Ort der Gastfreundschaft*, an den man Freunde einlädt, oder die man – im Sinne alternativen Reisens, wie es etwa im SOL-Buch „Genuss und Nachhaltigkeit“ beschrieben wird – so gar für Wohnungstausche zur Verfügung stellt.

Die Wohnung hat freilich noch andere Funktionen. Sie ist Ausdruck des eigenen *Lebensstils*, vielleicht der eigenen Persönlichkeit. Sie verkörpert den persönlichen *Geschmack* und die Vorlieben der darin Wohnenden. Die Wohnung ist auch *Aufstell-, Abgabe- und Stauplatz* für Güter, die wir im Laufe eines Lebens bzw. bis zur nächsten Entrümpelung erwerben und somit auch Spiegel unseres Konsums. Wenn ich viele Dinge erwerbe, muss ich nicht nur mehr abstauben und warten, sondern brauche auch eine größere Wohnung, um die erworbenen Dinge zu lagern. Die Wohnung kann – so wie das Auto und neuerdings das Fernsehen – auch *Prestigeobjekt* oder *Symbol des sozialen Ranges* sein.

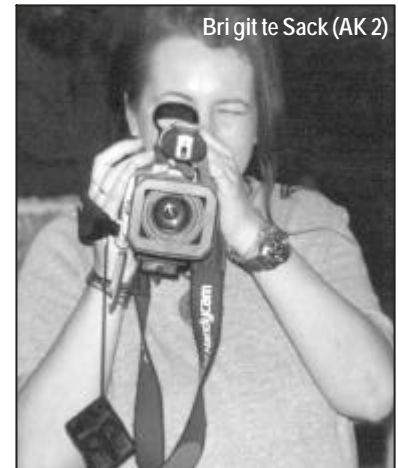
Die Wohnung ist aber auch Ort und Ausdruck einer eigenen *Existenzgründung* ein zentraler Schritt hin zur Selbständigkeit bzw. des Eintritts in einen neuen Lebensabschnitt. Ob ein junger Mensch, der sich ein eigenes Zimmer sucht, ein junges Paar oder eine junge Familie, die eine eigene Wohnung bezieht – alle tun sie den Schritt weg vom eigenen Elternhaus hin ein in eine eigene Existenz. Ein Schritt, der gerade auch für Menschen mit Behinderungen, wenn diese in betreute Wohngemeinschaften oder Wohnhäuser wechseln, eine wichtige Rolle im *Ablösungsprozess von den Eltern* spielt und – so zeigen Erfahrungen – nicht selten zu erstaunlichen Fortschritten in Richtung mehr Selbständigkeit und Weiterentwicklung der Persönlichkeit führt.

Ein *Wohnungswechsel* im Erwachsenenalter ist meist ein wichtiger Einschnitt in der *Biographie*, ein Ausdruck des Beginns eines neuen Lebensabschnitts, sei es aufgrund privater Veränderungen (Zusammenziehen mit einem Partner, Trennung oder Scheidung), sei es aufgrund beruflicher Veränderungen oder einfach aufgrund des Wunsches nach einem Ortswechsel.

Die Wohnung ist nicht zuletzt *Experimentierfeld für neue Lebens- und Beziehungsformen*, die von der studentischen Zweckwohngemeinschaft über die bewusste Wahl des (für eine Zeit lang) Allein-Wohnens bis hin zu gemeinschaftlichen Wohnprojekten unterschiedlicher Ausrichtung reichen können. In diesen Bereichen fallen auch *ökologische Wohnprojekte* im engeren Sinne, die immer auch soziale Innovationen bedeuten bzw. erfordern, wie beispielsweise autofreie bzw. autofreie Wohnsiedlungen (s. Seite B-16).

Was gehört zu Wohnqualität?

Wohnqualität ist etwas sehr Subjektives, und den noch lassen sich *verallgemeinbare Kriterien* benennen, die wohl von den meisten geteilt werden. Würden wir in einem Test Eigenschaften für Wohnqualität erfragen, so würden wahrscheinlich Unterschiede wie Gemeinsamkeit deutlich werden. Ruhige Lage, genügend Platz, Tageslicht und Sonneneinstrahlung, finanzielle Leistbarkeit könnten als häufig genannte Kriterien gelten. Nachbarn, mit denen man sich versteht, gute Verkehrsanbindung, eine Wohngegend sowie eine Architektur der Gebäude,



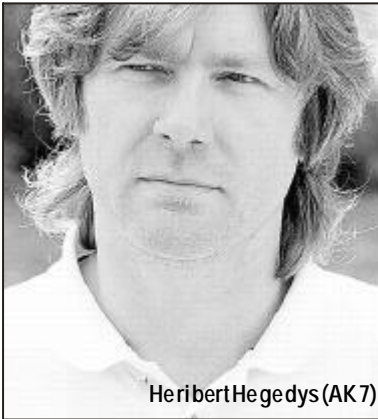
Sooooo viele Menschen auf einem Fleck: Rund 10 000 sind's im Wohnpark Alt Erlaa.

Es braucht angemessenen Wohn-, Ausdrucks- und Begegnungsraum für unterschiedliche Bedürfnisse beileichtiger Berücksichtigung der begrenzten Flächenressourcen. Was liegt da näher, als virtuelle „Quadratmeter“ zur Verfügung zu stellen.

Gesunde Wohnverhältnisse sind wichtige Voraussetzung (Schutz vor Lärm, ausreichend Grün, Erholungs- und Begegnungsraum), den noch geht es uns in erster Linie um geeignete Kommunikationssysteme, die so wohl als Informationsdrehscheibe, Bühne, Diskussionsforum und Verständigungsbasis fungieren als auch zur alltäglichen Verbesserung kinder-, jugend-, alter-, frauen-, und behindertengerechter Verhältnisse beitragen.

Unser Fernsehprojekt ist so etwas.





Heribert Hegedys (AK7)

In Abhängigkeit der Aufenthaltszeit in Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräumen haben diese den menschlichen Bedürfnissen nach ästhetischen, funktionellen und gesundheitlichen Harmonien zu entsprechen. Zu den besonders beachtenswerten Aspekten ist zu zählen:

- sonnige energiereiche Wohnräume mit Grünraumanschluss,
 - hohe Innenraumharmonie und Ausstattungsqualität ohne Schadstoffemission
 - hohe Standortqualität bzw. Störzonenvermeidung
 - sowie hohe elektrobiologische Qualität bzw. geringer Elektrosmog.
- Diese Effekte sind in Gebäuden umzusetzen, welche unter Berücksichtigung der Energieverluste ökologisch hochwertig sind. Dabei sind folgende Fakten in Zukunft zu beachten:
- Entwicklung vom Niedrigenergiehaus zum Passivhaus (angenehme Raumtemperatur ohne Heizung)
 - Nutzung der inneren Wärmequellen sowie der passivsolaren Einstrahlung
 - Reduktion der Wärmeverluste durch Raumlüftung und Einsatz von Komfortlüftung mit Wärmerückgewinnung
 - Gebäude, welche dem natürlichen Stoff- und Energiestrom entsprechen.



Das "Krasser-Haus"

die man als „schön“ empfindet, Versorgungsdienstleistungen in der Nähe, nahe Erholungsflächen und Spielmöglichkeiten für die Kinder könnten ebenfalls wichtig bezeichnet werden. Für ökologisch Bewusste kommen Kriterien wie sparsamer Energieverbrauch (und dies auf einer neuer Basis) u. ä. dazu.

Ob jemand lieber am Land oder in der Stadt, in einem eigenen Haus oder lieber in einer Wohnanlage, in einer Erdgeschoßwohnung mit Garten oder lieber in einem Obergeschoß mit weitem Blick über die Stadt wohnen will, die Wahl einer Miet- oder Eigentumswohnung sowie die Wunschgröße des Wohnraums – all das hängt zum einen von subjektiven Präferenzen, zum anderen aber auch von den (finanziellen) Möglichkeiten ab.

Aus *Nachhaltigkeitssicht* spielen – das wurde bereits ange deutet – neben den subjektiven Präferenzen Fragen der Ressourcen-, Energie- und Flächenintensität der gewählten Wohnformen eine wichtige Rolle, die wesentlich mit der politischen Gestaltung von Anreizstrukturen und Rahmenbedingungen zusammenhängen. Eine Raumordnung der kurzen Wege, eine nachhaltige Flächennutzung, eine Stadtplanung, die urbanes Wohnen – als Inbegriff verdichteten Wohnens – wieder attraktiv macht, Anreize zu ökologischem Bauen durch eine entsprechende Wohnbauförderung – all das sind zentrale Fragen einer ökologischen Wohnpolitik. Wohnen aus Nachhaltigkeitssicht hat so mit auch mit der *Akzeptanz von Grenzen* zu tun. Etwa mit der Frage: Wie viel Fläche steht je dem/r zu?

Von der Wohn- zur Ortsqualität

Die Soziologin *Barbara Mettler-von Meibom* spricht nicht nur von Wohnqualität, sondern von „Ortsqualität“, die eben auch das Wohnumfeld mit einbezieht.¹ Auch für sie ist zunächst die subjektive Einschätzung von Ortsqualität wichtig: „Ortsqualität ist für einen Mann, eine Frau, ein Kind vor allem dann gegeben, wenn er oder sie sich an dem Ort, an dem sie leben, wohl fühlen. Ein Ort hat dann Qualität, wenn ein Mensch sich dort so gerne aufhält, dass er ein gewisses Maß an Sesshaftigkeit entwickelt, und wenn der Wunsch, an dem Ort zu sein, so groß ist, dass an der Wünschelrute: der Wunsch, sich ständig auf Spritztouren mit dem Auto fortzubewegen, sein Heil in der nächsten Flugreise zu suchen, sich in der Reichweite der Reise zu hängen.“ (S. 149). Dass der Wunsch nach Ortsqualität dabei zu Widersprüchen führt, macht die Autorin an jenen deutlich, die „ihren Traum“ von gutem Wohnen im ländlichen Raum verwirklichen wollen: „Um Ortsqualität zu erzeugen, werden Verkehre erzeugt, Zwischenräume zwischen Quell- und Zielort mit Lärm und Abgasen zugefüllt und lange Zeiten in Staus in Kauf genommen“ (ebd.). Offenbar nutzt es daher wenig, wenn Ortsqualität vor allem außerhalb der Städte gesucht wird, „erzeugt sie doch genau die Verkehrsbewegungen, die zu einer weiteren Minderung von Ortsqualität beitragen“ (ebd.).

Mettler-von Meibom macht jenseits der psychologischen Erkenntnis, „dass unsere Fähigkeit, uns wohl zu fühlen, vor allem von der inneren Haltung abhängt, sprich davon, ob wir in der Lage sind, das Gute in der gegenwärtigen Lebenssituation zu sehen“ (S. 149), vier „in ihrem Maße objektiv feststellbare Bündel von Gegebenheiten“ aus, mit denen Ortsqualität zusammenhängt:

- der ökologischen Qualität;
- der Qualität der kommunikativen Einbettung;
- den Erreichbarkeiten;
- den Mitwirkungs- und Gestaltungsmöglichkeiten vor Ort.

¹ Barbara Mettler-von Meibom: Ortsqualität oder: Der Traum vom guten Leben. In: Jahrbuch Ökologie 2002. Frankfurt: Fischer, 2001, S. 148-160

Ökologische Qualität hängt engstens mit der Qualität der Bauten, den verwendeten Materialien sowie deren baubiologischen Wertigkeit zusammen. Mettler-von Meibom kritisiert dabei zu Recht übertriebene Abdichtungen der Bauten: „Inbesondere Pilz- und Schimmelbefall treiben vermehrt ihr Unwesen, nach dem Maßnahmen der Wärmedämmung und Schallisolierung manche Wohnungen zu hermetischen Verliesen gemacht haben, die die BewohnerInnen mehr einschließen als beheimaten.“ Man habe gelegentlich vergessen, „dass nicht nur Menschen, sondern auch Häuser atmen können“ (S. 150). Ökologische Qualität bezieht sich zweitens auf das Lebensumfeld: „Wo die Luft nicht sauber, der Lärmpegel nicht erträglich, der Lichteinfall nur spärlich und die Möglichkeiten der Naturerfahrung auf ein Minimum reduziert sind, stellt sich bei Menschen ein Hunger nach anderem ein. Was so schmerzlich vermisst wird, soll we nigstens an anderer Stelle für einen kurzen Zeitraum erreicht werden, selbst wenn es mit weiten Reisen, Fahrten oder Wegen erkauft ist“ (ebd.). Ältere Menschen oder Menschen mit Behinderungen haben freilich meist nicht einmal diese „Fluchtmöglichkeiten“.

Die Qualität der kommunikativen Einbettung begründet Mettler-von Meibom mit dem Sozialpsychologen Jacob Moreno, der die Sozialität des Menschen mit einem lebenswichtigen sozialen Atom erklärt. Dieses soziale Atom setzt sich nach Moreno aus mehreren Schichten zusammen: Im innersten Kreis sind die für den einzelnen Menschen elementaren Personen angesiedelt, in den weiteren Schichten finden sich Freunde, Bekannte, Arbeitskollegen – je nach ihrer Wichtigkeit für Wohlbefinden und soziale Einbindung. In Mehr-Personen-Haushalten ergeben sich soziale Kontakte, „unorganisiert, quasi naturwüchsig durch die Art der Alltagsorganisation“. Einpersonenhaushalte, deren Zahl stetig zunimmt, müssen hingegen „je den Kontakt bewusst suchen und herstellen.“ Die Enge mancher Zweier-Beziehung oder Kleinfamilie kann natürlich auch zu einem Defizit an sozialer Interaktion führen.

Kommunikative Netzwerke vor Ort zu entwickeln, sei – so Mettler-von Meibom – für Kinder und Jugendliche zwingend notwendig, wenn sie sich seelisch gesund entwickeln sollen. Doch auch für Erwachsene sei der „unorganisierte, spontane Kontakt zu vertrauten Menschen eine, wenn nicht die wichtigste Quelle von Gesundheit und Wohlbefinden“. Von „kommunikationsökologischer Ortsqualität“ könne damit erst dann gesprochen werden, „wenn Menschen Fußläufig, im nahräumlichen Umfeld, soziale Netzwerke bilden können: in der eigenen Wohnung, in der Nachbarschaft, im städtischen Quartier, in der dörflichen Gemeinschaft“ (S. 152). Ungezwungene Begegnung ist möglich auf Fluren, in Innenhöfen, in Parks oder am Kinderspielplatz, in der Kneipe oder im Lebensmittelladen um die Ecke, aber auch in Waschküchen und anderen Gemeinschaftsräumen. Wichtig dabei sind kommunikationsoffene Rahmenbedingungen. Den Gegenpol bilden isolierte Wohnverhältnisse in kalten Gebäuden entlang alter oder neu geschaffener verlärmter Verkehrsschneisen, an denen notgedrungen alles Leben in die Innenräume verlagert und kommunikative Ver netzung äußerst erschwert ist.

Hinsichtlich Ortsqualität durch Erreichbarkeiten nennt Mettler-von Meibom die soziale Infrastruktur (Kindergärten, Schulen, Universitäten), die kommerzielle Infrastruktur (Bäcker, Fleischer, Lebensmittel, Einzelhandel), die kulturelle Infrastruktur (Kino, Theater, Museen, Lokale und Gastronomie), Sportinfrastrukturen (Bäder, Sportanlagen, Turnhallen) so wie Verkehrsinfrastrukturen (ÖPNV, Rad- und Gehwege, Straßen, Fernzüge und Flughäfen). Da Städte diese Einrichtungen am besten (erreichbar) zur Verfügung stellen, wird dem Leitbild der „nachhaltigen Stadt“ in der Lokalen Agenda 21 großes Gewicht beige messen. Die nachhal-



Ronny Wytek (AK 1)

Die Probleme unserer Zeit sind riesig und die Zusammenhänge unglaublich komplex. Unser Lebensstil hat Auswirkungen auf unsere Mitwelt und deren Zukunft. Sollen Symptome „irgendwo da draußen“ bekämpft werden oder wollen wir bei uns selbst, bei unserem Lebensstil anfangen? Das gemein schaftliche Leben am Land schafft die Möglichkeit, große Schritte in Richtung Selbstverantwortung, Selbstbestimmung und Nachhaltigkeit zu gehen. Wo ist der Hebel an der Sache und wie können wir dies umgehen?



Für einen ist es nicht so lustig wie für zwei, die zusammenhalten können (Puh der Bär)



Heike Schiebeck (AK 1)

Longo mai, so lautet ein provenzalischer Gruß – er bedeutet: es möge lange dauern. So grüßte ein Bergbauer 30-jähriger aus Österreich, der Schweiz und Deutschland als sie 1973 in den südfranzösischen Voralpen ihre erste selbstverwaltete Kooperative gründeten. In den verlassen Berggebieten Europas Pioniersiedlungen aufzubauen, in denen ein selbstbestimmtes Leben auf der Grundlage der Menschenrechte und der Solidarität möglich wäre, das ist eines der Ziele von Longo mai. Wir kamen aus den Städten Europas und hatten genug vom Reich tum, der auf der Ausbeutung ärmerer Länder beruht, von der Zerstörung der Umwelt für den Profit.

Inzwischen sind es neun Genossenschaften in ganz Europa, die Schafzucht, Wollverarbeitung, Imkerei, Wein- und Gemüsebaubetriebe betreiben. Neben der Eigenversorgung verarbeiten wir auch die Rohstoffe aus der Region wie Schafwolle oder Holz: Qualitätsprodukte für die Region statt Massenware für den Weltmarkt.



Kinder auf Longo mai

Die Stadt bedeutet, dass den wirtschaftlichen Erfordernissen ebenso Rechnung getragen wird wie den sozialen, ökologischen und kulturellen, dass Leben und Arbeiten wieder in räumliche Nähe gebracht werden.

Die *Mitwirkungs- und Gestaltungsmöglichkeiten* vor Ort schließlich bezieht die Soziologin nicht nur auf demokratische Entscheidungsstrukturen (Hausversammlungen, Stadtteilbefragungen), sondern auch auf das Bedürfnis, als Kulturwesen „an seinem Platz Spuren zu hinterlassen“. Ein Beispiel dafür seien Graffiti als unübersehbares Zeichen einer unheimlich jungen Generation: „In dem sie ihre Farbspuren hinterlassen, drücken sie aus, dass sie hier – gegen allen Protest der Erwachsenen – einen Platz beanspruchen, der ihnen nicht freiwillig gewährt wird“ (S. 154). Doch auch in der Welt der Erwachsenen sei der Wunsch nach Gestaltung vorhanden, nur verdeckter, im Privaten: in der Gestaltung des eigenen Gartens zum Beispiel. Auch bürgerschaftliches Engagement drücke häufig den Wunsch aus, „sich in seine Umgebung einzuzeichnen“, in der anonymen Materie sichtbar zu werden.“ Mettler-von Meibom ist daher überzeugt, dass ein Ort für seine BewohnerInnen an Qualität gewinnt, „wenn er ihnen die Chance lässt, weniger in der Rolle passiver Bewohner zu verharren, als zum aktiven Gestalter des eigenen Lebensumfeldes zu werden“ (S. 155).

So wie der Wunsch von so vielen nach einem eigenen Haus mit dem Bedürfnis zusammenhängt, bei seiner Errichtung selbst mit Hand anzulegen zu können, also zu gestalten, so sind auch in der Errichtung von Wohnanlagen neue, die BewohnerInnen in die Gestaltung einbeziehen, neue Wege denkbar, wie das Beispiel „Vauban“ in Freiburg zeigt (s. Seite B-14). Möglichkeiten des Selber-Gestaltens liegen auch in gemeinsamen Gärten oder Glashäusern, in denen Gemüse gepflanzt werden kann. Oder in sozialen Projekten wie Nachbarschaftshilfen, Tauschringen, Nachhilfe- oder Elternnetzwerken. Sie zu schaffen ist eine wichtige Bedingung sozial nachhaltigen Wohnens.

Wohnquartiere und Stadtteile als Zellen nachhaltigen Lebens

Menschen sind anders als das mit Lichtgeschwindigkeit um den Globus zirkulierende spekulative Kapital nicht virtuell, sondern real. Sie leben an realen Orten mit realen Bedürfnissen, Wünschen und Sehnsüchten. Der Ort, an dem wir wohnen, spielt dabei eine zentrale Rolle. Der Wohnort ist neben dem Arbeitsplatz ein wichtiges Bezugssystem, an dem wir unsere Gestaltungsansprüche einbringen können sollen. Die Gesellschaften der Spätmoderne sind durch Pluralität und Dif-

ferenzierung gekennzeichnet, einheitliche Ordnungsrahmen (wie Religion, Staat, alte Industriegesellschaft) lassen sich immer schwerer halten. „Brechen die großen Ordnungen entzwei“, so der Philosoph *Peter Sloterdijk*, „so kann die Kunst des Zusammengehörens nur aus den kleinen Ordnungen neu beginnen.“¹ Der Ort, an dem wir wohnen, ist eine dieser kleinen Ordnungen, in die sich aktiv einzubringen lohnt im Sinne des Gestaltens neuer Lebens- und Beziehungsräume.

Für *André Gorz*² ist die Stadt bzw. der Stadtteil der zentrale *politische Ort*. „Durch die Veränderung der Stadt liefern wir“, so seine Überzeugung, „einen Hebel zur Veränderung der Gesellschaft und der Art, wie die Menschen ihre Beziehungen leben und ihre Welt bewohnen.“ Die Wiederherstellung einer „gelebten und lebenden Welt“ setze „polyzentrische, intelligible Städte voraus, in denen jedes Viertel oder jede Nachbarschaft eine Reihe von allen jederzeit zugänglichen Orten für die

¹ Peter Sloterdijk: *Im selben Boot*. Frankfurt: Suhrkamp, 1996, S. 66)

² André Gorz: *Arbeit zwischen Utopie und Misere*, Frankfurt: Suhrkamp, 2000.

selbständigen Aktivitäten, die Eigenversorgung, die selbständige Bildung, den Austausch von Dienstleistungen und Wissen bereitstellt, eine große Fülle von Kinderkrippen, öffentlichen Parkanlagen, Versammlungsorten, Sportgeländen, Turnhallen, Werkstätten, Musiksälen, Schulen, Theatern und Biblio- und Videotheken, Wohngebäude, die mit Begegnungsstätten, Spielzimmern für Kinder, Speiseküchen für alte oder behinderte Menschen etc. ausgestattet sind.“ (S. 146)

Soziale Orte, an denen Menschen einander treffen können, werden angesichts zunehmender Vereinsamungstendenzen als Folge eines überzogenen Individualismus immer wichtiger. Der Wohnbereich als zentraler Lebensmittelpunkt aller Menschen kann hier ein neuer Anknüpfungspunkt werden. Angesichts der Pluralisierung der Lebensformen sowie der Familienstrukturen könnten Wohnquartiere zu neuen, sinnstiftenden „Keimzellen eines nachhaltigen Lebens“ werden – so Carsten Sperling vom Freiburger Ökoinstitut¹ – und als solche auch Impulsgeber für die vielbeschworene Zivil- und Bürgergesellschaft. Und zugleich ein erfolgreiches Gegenmodell zur spröden Konsum- und Funngesellschaft.

Das Leben in der Moderne hat unsere Möglichkeiten um ein Vielfaches erweitert. Der Trend zur Individualisierung und Pluralisierung („Demokratisierung der Gefühle“, Anthony Giddens) bedeutet einen Zugewinn an Freiheiten. Und dennoch oder gerade deswegen sind wir auf Gemeinschaft angewiesen. Für Beate Mitzscherlich ist „Heimat“ daher eine Metapher für die gelingende Lösung des Spannungsfeldes zwischen dem Bedürfnis von Menschen nach sozialer Einbindung und Anerkennung einerseits und dem Bedürfnis nach individueller Autonomie und persönlicher Freiheit andererseits.² Das gilt für die Gesellschaft beziehungsweise Gemeinschaft insgesamt wie für ihre „kleinen Einheiten“ – die Familie, den Wohnort, den Stadtteil. Dan Jakobowicz spricht in Bezug auf das Wohnen von „wohldosierter Gemeinsamkeit“, die in attraktiven Wohnanlagen wohl am besten zu verwirklichen ist.³

Wohnorte, an denen es sich leben lässt, und öffentliche Räume, die jenseits kommerzieller Angebote zum Verweilen einladen, sind keine hinreichende, jedoch eine notwendige Bedingung für das Gelingen eines nachhaltigen Lebens und für die Überwindung unserer Rastlosigkeit. Marianne Gronemeyer spricht von der Unfähigkeit zur Präsenz.⁴ Die Art, wie wir wohnen, ist Ausdruck unseres Lebensstils. Ein nachhaltiger Lebensstil ist aber nur möglich an Orten, an denen sich leben lässt. Wahrscheinlich werden wir erst, wenn wir uns diese Orte schaffen, wirklich sesshaft. Es geht – um noch einmal Peter Sloterdijk zu zitieren – um die „Neu-Einrichtung menschlicher Maßverhältnisse nach dem Einbruch des Maßlosen – subtile Baukunst für Lebensräume nach der Demonstration des Unlebbaren.“⁵

Hans Holzinger ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen in Salzburg, Mitheerausgeber der Zeitschrift pro ZUKUNFT und Moderator von Zukunftswerkstätten. Themenschwerpunkte: Nachhaltigkeit und Lebensqualität, Zukunft der Arbeit, Wohlstandskonzepte und Globalisierung. Publikationen: „Nachhaltig leben. 25 Vorschläge für einen verantworungsvollen Lebensstil“ (2002); „Nachhaltig – aber wie? Wege zur Zukunftsfähigkeit“ (2000, Hg.). Mitglied von SOL

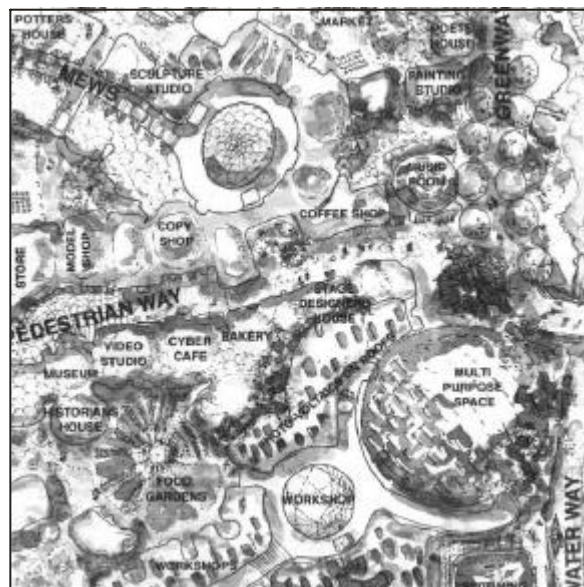


Franz Nahrada (AKÖ)

Die Vision der globalen Dörfer: Die Telekommunikation ermöglicht die Verbindung eines ökologisch nachhaltigen Lebensstils in peripheren Regionen mit der Teilhabe an urbanen Errungenschaften wie Bildung, medizinische Betreuung, Einkommen über Telearbeit etc.

Das hört sich gut an, da von ist aber praktisch noch sehr wenig realisiert worden. Was sind die kritischen Faktoren für das Gelingen einer solchen „Telesiedlung“, eines „Teledorfes“? Franz Nahrada ist seit über 10 Jahren Beobachter und Mitgestalter vieler Teledorfexperimente und stellt anschaulich und verdichtet eine Funktionslogik dar, die neben technischen auch niedrigzentrale soziale Innovationen benötigt.

(Bild: Projekt Synchroni-City)



¹ Carsten Sperling (Hg.): Nachhaltige Stadtentwicklung beginnt im Quartier. Ein Praxis- und Ideenhandbuch für Stadtplaner, Baugemeinschaften, Bürgerinitiativen am Beispiel des sozial-ökologischen Modellstadtteils Freiburg-Vauban. Freiburg: Öko-Inst., 1999.

² Vgl. Anm. 2, S. 95

³ Dan Jakobowicz: Genuss und Nachhaltigkeit. Wien: Pro media, 2000, S. 72

⁴ Marianne Gronemeyer: Das Leben als letzte Gelegenheit. Von der Illusion, durch Zeiterparnis Freiheit zu gewinnen. In: Nachhaltig – aber wie? Wege zur Zukunftsfähigkeit. Hg. v. der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen. Salzburg, 2001 (2. Aufl.).

⁵ Peter Sloterdijk: Luft betonen. An den Quellen des Terrors. Frankfurt: Suhrkamp, 2002. S.62



Karin Ofenbeck

Ich werde über meine persönliche Erfahrung als Behinderte sprechen. Ich werde die Problematik des Wohnens zu Hause bei der Familie aufgreifen, des Weiteren über meine derzeitige Situation in der WG sprechen und anschließend meine Zukunftspläne kurz darlegen. Außerdem möchte ich grundsätzliche Aspekte wie die Wahlfreiheit und Selbstbestimmung ansprechen.



Semi Semotan

Angebote von Jugend am Werk: Menschen mit geistiger oder mehrfacher Behinderung haben wie alle anderen Menschen ein Recht auf individuelle und privat gestaltete Wohnen in den eigenen vier Wänden. Jugend am Werk bietet ihnen daher je nach persönliche Unterstützung, die sie für eine möglichst selbstbestimmte und selbständige Lebensführung benötigen.

In ganz Wien so wie im Raum Innermanzing in Niederösterreich stehen drei unterschiedliche Wohnmodelle zur Auswahl: Begleitetes Wohnen, Wohngemeinschaften und Wohnheime.

Autonomieräume vergrößern

Wohnen von Menschen mit Behinderungen

Die Psychologin *Beate Mitzscherlich*¹ nennt für die Entwicklung eines Heimatgefühls *drei Faktoren*: erstens die Erfahrung von *Zugehörigkeit* („sense of community“); in diesem Sinne sei Heimat ein Ort von „Kennen, Gekannt- und Anerkannt werden“; zweitens die Verfügung über einen *Gestaltungsraum* („sense of control“). Eine Heimat, „in der ich zwar sozial eingebunden bin, aber keinen Gestaltungsraum habe und nichts verändern darf, wird sehr schnell als einengend und beschränkend empfunden“ (S. 105); und drittens – das führt über das bisher Gesagte hinaus – die Stiftung eines überindividuellen Sinns zusammenhangs („sense of coherence“), et was, das über die unmittelbaren eigenen Bedürfnisse und Interessen hinausweist (gemeinsame Werte, gemeinsame Anschauungen). Nicht nur das Fehlen von Gemeinschaft, sondern auch existenzielle Leere mache Menschen – so Mitzscherlich – anfällig für Sekten, esoterische Bewegungen, aber auch rechte Gruppen. Hier wäre zu bedenken, welche Bedeutung gemeinsame Werte hinsichtlich des Zusammenlebens von Menschen haben.

Im Kontext von Menschen mit Behinderungen machen die Ausführungen von Mitzscherlich deutlich, dass „Versorgung“ allein viel zu wenig ist. Die Möglichkeit eigenen Gestaltens im Sinne des Erhaltens bzw. Schaffens von Autonomieräumen spielt eine wichtige Rolle im Prozess der Behauptung auch von Menschen mit Handicaps (Gefahr der Hospitalisierung bzw. Klientalisierung).

Christian Rachbauer, Mitarbeiter von *promente*, plädiert aus der Sicht von Menschen mit psychischen Behinderungen, gar für einen „Rückbau der Institutionen“ und die Integration der Betroffenen in ihrem persönlichen Lebensumfeld.² Notwendig sei ein Wandel von „Einrichtungs- zu persönlichen bezogenen Hilfen“. Die herkömmlichen Bausteine des Wohnens, wie betreute Wohngemeinschaften, Übergangsheim, Langzeitwohnheim (wo bei Heime als Orte der besonderen Gewaltverhältnisse besonders problematisch sind) seien daher nicht mehr zeitgemäß: „Hier sind die Räume und die Hilfen konzeptuell starr verknüpft. Der individuelle Hilfebedarf ergibt sich durch die Zuordnung einer Person zu einem Wohnplatz einer Einrichtung. Die Einrichtung versteht sich als Summe der belegten Plätze.“

Der *personenorientierte Ansatz* geht dagegen von den Ressourcen einer Person und ihres sozialen Umfeldes aus, nicht psychiatrische Hilfen würden durch psychiatrische Hilfen spezialisiert ergänzt. „Einrichtungsbetten und Plätze zum Wohnen kommen hier nicht vor, denn die professionellen Hilfen sind von den Räumen gekoppelt. Die Wohnformen sind von den Hilfsformen getrennt.“ So könne die hilfsbedürftige Person in der eigenen Wohnung oder der Wohnung ihres Trägers leben, in einer dem persönlichen Lebensstil gemäßen Wohnform. Hilfe soll daher so flexibel organisiert sein, dass „Art und Umfang entsprechend dem wechselnden Bedarf ohne Abbruch der Beziehungen von Bezugspersonen und Betroffenen verändert werden können und die hilfsbedürftige Person in ihrem Lebensumfeld bleiben kann – unabhängig davon, ob sie in einer eigenen Wohnung lebt – als Besitzer, Mieter, Familienmitglied – oder ein Anbieter Wohnraum zur Verfügung stellt.“

promente Oberösterreich experimentiert in diesem Sinne mit Pflege- oder Patenfamilien, die psychisch erkrankte Jugendliche für eine Zeit in die eigene Familie aufnehmen. Die „Wahlfamilie“ erhält fachliche Unterstützung von *promente*.³ In

¹ vgl. Beate Mitzscherlich: Die psychologische Notwendigkeit von Behauptung. In: A. Bücher u.a. (Hg.): Heimat in einer globalisierten Welt. Wien: ÖBV, 2001, 104f

² Christian Rachbauer: Rückbau der Institutionen. Die Veränderung der Wohnformen. In: *promente austria* 4/2002 (Schwerpunkt heft: „Das Recht auf ein Zuhause“), S. 4-6

³ Barbara Strauch-Steinberger, Wolfgang Sonnleitner: Familienpflege – die älteste Form. In: *promente austria* 4/2002 (Schwerpunkt heft: „Das Recht auf ein Zuhause“), S. 16-17

Kärnten wiederum wurde ein *pro mente*Wohnhaus für Menschen mit psychischen Problemen errichtet, in deren Arbeit die Angehörigen mit einbezogen werden. An zwei Wochenenden im Monat arbeitet jeweils eine Angehörigenfamilie im Haus mit und sorgt auch für die Freizeitgestaltung.¹

Auch die Lebenshilfe – ein großer Träger im Bereich der Betreuung von Menschen mit mehrfachen Behinderungen – setzt zu sehends auf individuelle Wohnformen. Wohnhäuser werden nur mehr in überschaubaren Größen – etwa 12 Personen in drei Familien nach empfundene Wohngruppen – errichtet. Zu dem soll das Wohnhaus vor allem als erster Schritt zu „betreutem Wohnen“ in vom Träger angemieteten externen Wohnungen dienen.² Voraussetzung für solche Konzepte sind natürlich ein offenes, tolerantes und konfliktfähiges Umfeld, das die Menschen in der Vielfalt ihres Seins annehmen kann. H. H.



Josef Grabner (AK 7)

Gelungene Revitalisierung eines abbruchreifen burgenländischen Wohnhauses. Verwendete Baumaterialien: Kalk, Lehm, Sand, Stroh, Schilf und Isoflock.

Die Illusion vom Haus im Grünen

75 % der ÖsterreicherInnen haben laut Umfragen den Wunsch nach einem „eigenen Haus“. Erklärt wird dies mit dem Bedürfnis nach „Privatheit“ sowie danach, etwas „Eigenes“ zu schaffen und dabei selber mit Hand anlegen zu können. Die meisten realisieren ihren Traum auch: 65 % der in den letzten 30 Jahren in Österreich gebauten Neubauwohnungen waren – so eine Studie der Österreichischen Raumordnungskonferenz – freistehende Einfamilienhäuser. Ein großes Problem stellt dabei die Ausuferung der Siedlungslandschaft dar. Während im gewachsenen Ort 40 bis 50 % der Baulandreserven unverbaut blieben, wurde an den Ortsrändern exzessiv gebaut. Die Zersiedelung durch Einfamilienhäuser verstärkt aber auch die Autozentriertheit unserer Lebensweise und erhöht die Infrastrukturkosten für Straßen, Wasserleitungen, Kanalsation usw., die nur zu einem Drittel von den Hausbauern selbst und zu zwei Drittel von der öffentlichen Hand finanziert werden.



vorher...

Der Wunsch nach einem „Haus im Grünen“ kann aber ohne dies schnell zur Falle werden. Wie bei allen „positionellen Gütern“ sinkt der Wert, je mehr Menschen dieses Gut beanspruchen. Viele Häuser im Grünen ergeben eine Siedlung, die das Grünerheblich reduzieren. Die BewohnerInnen dieser Häuser brauchen Zufahrtswege, was das Grün noch mehr schmälert. Und sie fahren täglich mit den Autos in die Stadt zur Arbeit oder zum Einkaufen und verursachen damit Staus, die wiederum die Lebensqualität verringern. Das Wohnen in der Stadt mit einem Erholungsgebiet in Stadtnähe kann somit mehr Grün bedeuten als das eigene „Haus im Grünen“.



...und nach her

Ein wesentlicher Vorteil verdichteter Wohnbaus liegt in der höheren Energieeffizienz. Werden mehrere Wohnungen in einer Gebäudehülle untergebracht, so sinkt – bei sonst gleichem technischen Baustandard (Wärmedämmung, Ausrichtung zur Sonne usw.) – der Energiebedarf für Heizen um ca. 20 Prozent. Wohnanlagen fördern zu dem eine gute Mischung zwischen Privatheit und Nachbarschaft im Sinne „wohl dosierter Gemeinsamkeit“. Nicht nur Kinderspielflächen, auch für Erwachsene können sich sinnvolle Kontaktmöglichkeiten ergeben – sei es durch gemeinsame Sommerfeste, regelmäßige Haustreffen oder auch nur durch Zufallskontakte im Innenhof. (gekürzt nach: Hans Holzinger: Nachhaltig leben. 25 Vorschläge für einen verantwortungsvollen Lebensstil. 2002)

¹ ebd. S. 6

² Persönliches Gespräch mit Dr. Wolfgang Plaut, zuständig für den Bereich Wohnen der Lebenshilfe Salzburg.



Stephan Barasits (AK 6)

Die Heinzelmännchen von morgen: Wie kann die Lebensqualität von Menschen in ihren Wohnungen durch den Einsatz modernster Kommunikationstechniken und die Integration von Dienstleistungen, die den Bewohnern Lebensräume in einer neuen Dimension schaffen, erhöht werden:

- Internet/ Intranet
- Gebäudesystemtechnik/Hausmanagement
- Telefon/ Handy
- Plattform für Dienstleistungen



Hans Peter Premer (AK 7)

Ha bita re se cum - Wohnen bei sich selbst - ist ein aus der benediktinischen Tradition stammender Begriff. Der große Mystiker Be ne dikt fin det die ses Wohnen bei sich selbst als not wen di ge Geis tes hal tung für das Wohnen in die ser Welt über haupt. Wer nicht bei sich selbst wohnen kann, kann nir gends wohnen. We sent li ches Ele ment die ses Wohnens ist die Zen trie rung der Per son. Die se Zen trie rung hängt mit dem zu sam men, was man frü her als spiri tu ellen Bereich in der Wohnungsplanung (Kapelle, Meditationsraum, Herrgottswinkel) genannt hat. Dieser un ver zweck te Bereich im Ge stal ten ei nes Wohn be reichs ent spricht dem mys ti schen Bereich im ei ge nen Her zen. Dass der Wohn be reich ei nem Men schen nicht nur Ge bor gen heit, Schutz und Er ho lung bie ten kann, son dern auch für den spiri tu ellen Bereich der See le zu stän dig sein muss, ist noch nicht hin rei chend the ma ti siert wor den. Wir fin den in al len Kul tu ren der Ver gan gen heit und Ge gen wart im mer wie der sol che reli giö sen Bezir ke in Häu sern vor. Mir er scheint es wich tig, ne ben men schen ge mäß Ben Baumaterialien, geometrischen Figurationen, energe tischen Ausrich tungen oder öko logischen Systemen auch so et was wie den heil i gen Bezir ke prä sen tie ren de ar chi tek to ni sche Ele men te in das Wohnen ein zu be zie hen. Ar chi tek tur, die an lei tet zum Wohnen bei sich selbst, zum Ru hen im Selbst, zur spiri tu ellen Pra xis.

Ein Ökostadtteil entsteht

Die Stadt Freiburg realisiert derzeit ein ambitioniertes Modellprojekt für ökologisches Wohnen. Auf einem ehemaligen Kasernenareal im Süden der Stadt entsteht bis 2006 ein neuer Stadtteil für 5.000 Menschen sowie 600 Arbeitsplätze. Das besondere: Grundstücke werden nicht nur an Bauträger, sondern auch an private Bauleute sowie selbstorganisierte Baugenossenschaften vergeben. Die Kleinteiligkeit der Parzellen soll die Vielfalt in der Baustruktur sicherstellen. Die Mitsprache der zukünftigen BewohnerInnen in der Gestaltung der Bauten wird großgeschrieben. Ökologische Standards werden von der Stadt Freiburg vorgegeben: So sind der Anschluss aller Gebäude an die Nahwärmeversorgung und Niedrigenergiebauweise verpflichtend. Die Mischung von Wohnen und Arbeiten wird durch die Ausweisung von Misch- und Gewerbe zonen erreicht. Die Entwicklung eines Stadtteilzentrums mit Geschäften, einer Grundschule sowie Kinderbetreuungseinrichtungen stellt die Nahversorgung sicher. Die Betonung der Qualität des Zusammenwohnens wird nicht nur durch den partizipatorischen Ansatz und professionelle Stadtteilarbeit verwirklicht, sondern durch permanente Bürgerbeteiligung. Der Umbau des ehemaligen Offizierskasinos zum neuen Bürgerzentrum hat dabei wohl auch eine sehr treffende symbolische Bedeutung. (Mehr dazu: Carsten Sperling (Hg.): Nachhaltige Stadtteilentwicklung beginnt im Quartier. Freiburg: Ökoinstitut, 1999 sowie www.forum-vauban.de)

Gemeinschaftliches Wohnen im Alter

Alte Menschen haben keine grundsätzlichen anderen Wohnbedürfnisse als jüngere. Im Alter rückt die Wohnung aber meist stärker in den Lebensmittelpunkt, weil man mehr Zeit zu Hause verbringt. Für das selbständige Wohnen bei nachlassenden Kräften und gesundheitlichen Einschränkungen sollten Wohnung und Wohnumfeld die alltäglichen Verrichtungen erleichtern. Notwendige Einkaufsmöglichkeiten und Dienstleistungen in der Nähe (was ja insgesamt die Stadt der kurzen Wege auszeichnen würde), barrierefreie Infrastrukturen sowie – und das wird häufig übersehen – Möglichkeiten soziales Einbindung sind dafür die Voraussetzungen.

Ende der 90er-Jahre lebten in Österreich über 480.000 Über-60-Jährige in Ein-Personen-Personenhaushalten, bis 2030 wird mit einer Verdopplung gerechnet. Am meisten trifft es die Frauen, da die seihre Männer in der Regel „überleben“. Die Isolations nimmt insbesondere im höheren Alter zu. Studien belegen, dass der Wendepunkt etwa mit 75 Jahren einsetzt, wenn der Familienkontakt so wie jeher zum Freundeskreis bedingt durch die abnehmende Mobilität und Aktivität abnimmt.

In einer Publikation der Reihe „Bauforschung für die Praxis“ zum Thema „Gemeinschaftliches Wohnen im Alter“ werden insgesamt 21 Projekte vorgestellt, die von betreuten Wohngruppen für hilfe- und pflegebedürftige Menschen über von Bauträgern angebotene Haus- und Nachbarschaftsgeheimschaften für ältere Menschen bis hin zu selbstorganisierten Generationen übergreifenden Wohnprojekten reichen. Dar gestellt werden die Wohnformen, Initiatoren und Betreiber (zum Teil Vereine, aber auch Wohnbauträger, Stiftungen oder Pflegeeinrichtungen); die unterschiedlichen, den Bedürfnissen angepassten Leistungen; die Kosten und selbstverständlich die architektonischen wie stadtplanerischen Umsetzungen.

Meist sind es engagierte Vereine oder Stiftungen wie „Alt werden in Gemeinschaft e.V.“, „Wohngemeinschaft Jung und Alt e.V.“ „Verein Haus

Mobile“ oder „Stiftung Sinnvolle Lebensgestaltung“, die Projekte ins Leben rufen. Sozial orientierte Einrichtungen wie die „Freunde alter Menschen e.V.“ bieten alten Menschen mit Demenzerkrankungen Alternativen zu großen Pflegeeinrichtungen. In angemieteten Häusern werden betreute Wohngemeinschaften und weitere Altenwohnungeingegerichtet.

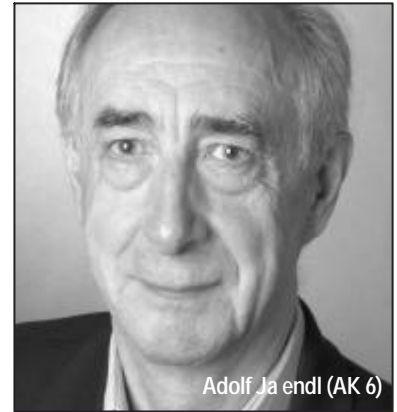
An Bedeutung gewinnen auch privat organisierte Gemeinschaftsprojekte für die Ruhestandsphase. Einrichtungen wie das „Forum für gemeinschaftliches Wohnen e.V.“ unterstützen das Sich-Finden Gleichgesinnter. Zukunftsweisend sind wohl Wohnanlagen, in denen Jüngere und Ältere zusammenleben, wie die von der Stiftung Liebenau in Süddeutschland umgesetzten Projekte. Standort mitten im Ort, Durchmischung der Generationen, ein aktives Gemeinschaftsleben unterstützt durch eine finanziell gesicherte Gemeinwesenarbeit, Mischung von Eigentum und Miete sowie Sicherung eines weitgehenden Pflegeangebots im Bedarfsfall zählen zu den Kriterien dieses Konzepts (Rohrtraut Weeber u.a.: *Gemeinschaftliches Wohnen im Alter*. Stuttgart: Fraunhofer IRB-Verl, 2001).

Besonderer Vorbildcharakter wird der Seniorenfürsorge in Dänemark beigemessen, die – so ein Befund, der auch durch ein EU-weites Ranking bestätigt wird – „Humanität, Fachlichkeit und Ökonomie“ in vorzüglicher Weise verbindet. Wie in anderen skandinavischen Ländern gibt es in Dänemark keinen Anspruch auf Grund- oder Volksrente in der Höhe von etwa 800 Euro. Die medizinische und pflegerische Versorgung der Bevölkerung wird über Steuern finanziert. (Der Einkommenssteuerhöchstsatzz liegt bei 55 Prozent, die Mehrwertsteuer beträgt 25 Prozent.) Altenheim wurden abgeschafft, deren Zimmer in Garconnieren umgebaut. Neugebaut werden nur mehr Seniorenzentren, die – mit Ausnahme des Spezialbettes – von den BewohnerInnen selbst eingerichtet werden können. Alte Menschen leben so lange wie möglich in ihren eigenen Wohnungen, was durch ein dichtes Betreuungsnetz gewährleistet wird. Im Modell der „integrierten Pflege“ sind die Angestellten der Seniorenzentren zugleich für die im Stadtteil bzw. der Kommune noch in den eigenen Wohnungen lebenden alten Menschen zuständig. Und wer in eine betreute Einrichtung übersiedeln will/muss, schafft dies auch bei niedrigerer Rente (etwa nur der Grundrente), da die Kosten immer nur 15 Prozent des Einkommens betragen. (n. Peter Netz u.a.: *Ansätze für ein zeitgemäßes Altenversorgungs-konzept*. Zur Seniorenfürsorge in Dänemark. In: Gerhard Nübel u.a. (Hg.): *Alten ohne Grenzen. Altern in Europa*. Neumünster: Paragon, 2002. S. 9-22.

Ausstieg in die Zukunft

Im Sinne von ökologischer und sozialer Nachhaltigkeit am innovativsten sind gemeinschaftliche Wohnprojekte, in denen Umweltbewusstsein mit neuen Formen des Zusammenlebens verbunden werden. Im folgenden einige Literaturhinweise. Noch immer spannend zu lesen sind die Reportagen von Ulrich Grober über „Öko-Siedlungen, Energie-Werkstätten und Denkfabriken“ in Deutschland („Ausstieg in die Zukunft“. Berlin: Ch. Links, 1998). In teresa san te Beispiele eines anderen Zusammenwohnens, Arbeitens und Wirtschaftens findet man/frau in dem von Veronika Bennholdt-Thomsen u.a. herausgegebenen „Subsistenzhandbuch“ (Wien: Promedia, 1999). Beschrieben werden etwa die Kommune Niederkaufungen in Deutschland, „Landbesetzungen“ in Spanien sowie Erzeugerverbrauchergemeinschaften in Europa so wie den USA. Die Ökodorf-Bewegung in Deutschland zielt auf die Gründung neuer, gemeinschaftlicher Wohnformen. In Seminaren und InteressentInnen-treffen werden Erfahrungen ausgetauscht und nach neuen Wohnformen Suchende vernetzt (vgl. www.gemeinschaften.de).

Impressum Medieninhaber, Herausgeber: „Menschen für Solidarität, Ökologie und Lebensstil“ (SOL), 1220 Wien, Kamillengasse 8/4. Redaktionsanschrift: 7411 Markt Allhau 5. Druck: Doncecs, Pinkafeld. DVR 0544485. Chefredakteur dieses Hefes: Hans Holzin ger. Wissenschaftliche Betreuung: FG-SOL (Forschungsgesellschaft für Solidarität, Ökologie und Lebensstil). **Offenlegung:** Inhaber ist zu 100% der Verein SOL (Menschen für Solidarität, Ökologie und Lebensstil). Vorstand: Martin Brandtner, Barbara Bartl, Klaus Schuster, Andreas Mittemayer, Dan Jakubowicz, Gerald Bauer, Herbert Floigl, Karin Jungnickl, Walter Galahr, Wilhelm Schmidt, Franz Schröfl, Robert Schwind. Grundlegende Richtung: Informationen über Nachhaltigkeit.



Adolf Jaendl (AK 6)

Das Konzept iDorf:

Die Kommunikation in tele-matische gestützten Netzwerken (Tele-matik - Kunstwort aus **Telekommunikation und Informatik**) ist die Basis für die zukünftige ökonomische, soziale, kulturelle und ökologische Entwicklung besonders in schwach strukturierten ländlichen Regionen. In einem interdisziplinär angelegten Verbundprojekt werden die Pläne und der Bau von zukunftsorientierten Modell-dörfern unter optimaler Nutzung der Telekommunikation realisiert. Es sollen konfliktfreie, integrierte und nachhaltige ökologische, technische, ökonomische, soziale und kulturelle Strukturen entstehen (Symbiose Mensch, Natur, Technik). Die Entwicklung erfolgt in einem interdisziplinären Optimierungsprozess.



Michael Bockhorni (AK 7)

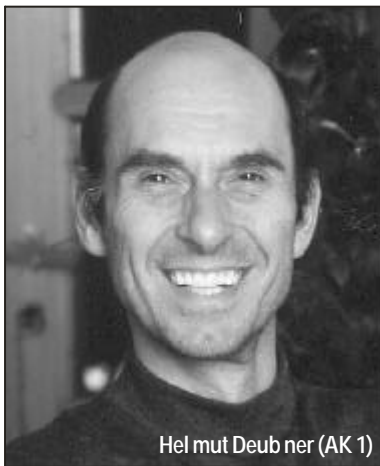
Ökosiedlung Dunkelsteinerwald: Seit fünf Jahren wird eines der aussergewöhnlichsten Wohnprojekte mit umfassender Berücksichtigung von Aspekten der Nachhaltigkeit und des Klimaschutzes bewohnt. Die Baufamilien erarbeiten gemeinsam mit Fachleuten ein innovatives Gesamtkonzept. Zum ersten mal wurde das amerikanische „Passive Annual Heat Storage System“ mit aktiver Solarenergiebeschickung kombiniert sowie pflanzengeklärte Abwässern für Toilettenspülung bzw. der Speicherteich als Schwimmteich genutzt. Das alles bei durchschnittlichen Baukosten aber überdurchschnittlichem Engagement und Zähigkeit.



Susanne Wiedenhofer (AK 2)

Autofreie Muster siedlung – Anders als die anderen?

Ein Niedrigenergiehaus mit Solarkollektoren, eine winzige Garage, dafür viele Gemeinschaftsräume und aufwändige Grünraumgestaltung in Kombination mit einer Kommunikationskultur, die Verantwortung und Verbindlichkeit entstehen lässt. Sie erhalten Einblicke in das bunte Leben der autolosen Gesellen.



Helmut Deubner (AK 1)

„Co-Housing“ bietet die perfekte Kombination aus geschützter Privatsphäre und gelebter Gemeinschaft. Es wird in Dänemark, Holland und den USA seit über 20 Jahren erfolgreich gelebt.

Arch. Deubner zeigt Beispiele zum Thema Co-Housing aus verschiedenen Ländern und teilt die Erfahrungen aus Gesprächen mit Bewohnern mit.

Er lebt selbst seit über 15 Jahren in einem derartigen Projekt und initiiert derzeit ein neues Projekt „Lebensraum“ in Gänserndorf, neben der bestehenden Ökosiedlung „Gärtnerhof“.

Autofreie Wohnsiedlungen

In allen Umfragen zu Störquellen des persönlichen Wohlbefindens im Bereich urbanen Wohnens wird der Autoärm als Hauptproblem genannt. Eine nachhaltige Stadtentwicklung ist daher sinnvoll nur dann möglich, wenn eine den Autoverkehr reduzierende Verkehrsplanung mitgedacht wird. Stadtverkehr, Städtebau und Ökologie mit einer Renaissance des Städtischen zu verknüpfen, finden ihre radikale Konsequenz im Konzept autofreier Stadtquartiere. 26 solcher Projekte in Europa werden in einer Studie des Freiburger Ökoinstituts und des Bauhauses Dessau angeführt, sechs davon in Fallbeispielen genauer analysiert. (Wolfgang Christ; Willi Loose: Städtische und ökologische Qualitäten autofreier und autoarmer Stadtquartiere. Bauhaus-Universität Weimar, Öko-Institut, Freiburg; Eigenverlag, 2001)

Trotz des Scheiterns anfänglicher Initiativen sind die Autoren überzeugt, dass in den letzten zehn Jahren für bestimmte Gruppen der Bevölkerung die Zeit offensichtlich reif dafür geworden ist, „ein Leben ohne eigenes Auto als individuell, gesellschaftlich, ökonomisch und ökologisch sinnvoll anzuerkennen“. Im Forschungsprojekt wurden unterschiedliche Grade der Autoreduzierung festgestellt. In autofreien Wohnsiedlungen im strengen Sinn verpflichten sich die BewohnerInnen beim Erwerb oder Anmieten der Wohnung, auf den Besitz eines eigenen Autos zu verzichten. Damit verbunden ist die Reduzierung der Stellplätze auf einen Bruchteil der sonst üblichen Parkflächen. Beispiele hierfür sind das Großstadtquartier Terrain in Amsterdam mit 600 Wohneinheiten, das 1998 fertiggestellt wurde, sowie das Projekt Saarlandstraße in Hamburg (Fertigstellung bis 2005). Auch das Wohnvorhaben Floridsdorf in Wien ist dieser Kategorie zuzählen. In autoarmen Wohnquartieren gibt es keine formale Verpflichtung zum Verzicht auf ein eigenes Auto, je doch werden Anreize hierfür geschaffen. Wer ein Auto besitzt, muss einen Stellplatz nachweisen und dafür die Kosten aufbringen, wer kein Auto besitzt, spart diese Kosten. Beispiele hierfür sind größere Wohnprojekte, die einen ganzen Stadtteil umfassen wie das Französische Viertel in der Stadt Tübingen mit 2500 Wohneinheiten (Fertigstellung bis 2008) oder das Projekt Vau ban in Freiburg (vgl. dazu Seite B-14).

Die vorgestellten Beispiele zeigen, dass mit Innovationen ein Leben ohne eigenes Auto durchaus machbar ist. So ist in Hamburg in den Mietkosten eine Jahreskarte für die öffentlichen Verkehrsmittel integriert. Jeder BewohnerIn mit Führerschein erhält außerdem mit teils Chipkarte Zugang zum hauseigenen Fuhrpark und kann die unterschiedlichen Fahrzeuge – vom Elektro mobil bis zum Transporter auf Stundenbasis – mieten. Fast alle Projekte arbeiten mit Carsharing-Unternehmen zusammen. Entsprechende Stellplätze am Rande der Siedlung erleichtern die Nutzung eines Autos für diejenigen Ziele, für die andere Verkehrsmittel keine geeigneten Angebote bereithalten. Integrierte Geschäfte ermöglichen eine „Versorgung der kurzen Wege“.

Die durch das Wegfallen der Parkplätze gewonnenen Freiflächen werden häufig gemeinshaftlich genutzt. In Wien Floridsdorf entstanden ein Internetcafé, eine Fahrradwerkstatt, ein Tageselterncenter und ein Waschsalon. Das ebenfalls in Wien bei der Heimate-Projekt Sargfabrik mit 73 Wohneinheiten, das aus einer Gemeinschaftsinitiative heraus entstanden ist, verfügt gar über ein elegantes Badehaus mit einem darüber gelegenen Seerosenteich. Pikanter Detail am Rande: Das 1996 fertiggestellte Vorhaben wurde übrigens nur genehmigt, weil es als Wohnheim definiert und so die zwingend Parkplätze vorschreibende Stellplatzverordnung umgangen werden konnte.

Dass auch bereits bestehende Siedlungen autofreigemacht werden können, beweisen weitere vorgestellte Beispiele. In Nürnberg wurde eine Satellitensiedlung aus den 70er-Jahren durch die Verbannung der Autos aus dem Wohnbereich attraktiviert, in Wittenberg die Ästhetik und Atmosphäre einer Gartenstadt aus den 20er-Jahren durch die Autofreiheit wieder hergestellt. (Infos auch bei www.autofrei-wohnen.de).